

Volker Leppin



Wilhelm von Ockham

Gelehrter, Streiter, Bettelmönch

WBG 
Wissen verbindet

VOLKER LEPPIN
WILHELM VON OCKHAM

VOLKER LEPPIN

WILHELM
VON OCKHAM

GELEHRTER, STREITER, BETTELMÖNCH

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Sonderausgabe 2012

2., bibliographisch aktualisierte Auflage (1. Auflage 2003)

© 2012 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt

Covergestaltung: Neil McBeath, Stuttgart

Coverbild: Wilhelm von Ockham in einer zeitgenössischen Zeichnung (1341).

Foto: The Master and Fellows of Gonville and Caius College, Cambridge,
Gonville & Caius MS 464/571, flyleaf.

Die Herausgabe des Werkes wurde durch
die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-534-25138-4

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-534-72970-8

eBook (epub): 978-3-534-72971-5

Inhalt

Einleitung	1
I. Anfänge	5
1. Die Herkunft	5
2. Ein minderer Bruder	7
3. Eintritt in die Klerikerlaufbahn	12
II. Akademischer Aufstieg	14
1. Die Universität Oxford	14
2. Das Pariser Erbe: die Lehrverurteilung von 1277	25
3. Der prägende Denker: Duns Scotus	30
4. Ockhams Studiengang	33
5. Die Sentenzenvorlesung in Oxford	35
III. Das Programm des Sentenzenkommentars – eine Apologie der Theologie	42
1. Die Streitigkeiten zwischen der Universität Oxford und den Bettelorden	42
2. Ockhams Lösungsvorschlag	47
a) Der kritisierte Aristoteles: Theologie als Wissenschaft jenseits der Ansprüche der Philosophie	47
b) Das neue Bild von der Universität: die Rolle der Logik	54
3. Die Theologie an den Grenzen der Philosophie: die Gottes- lehre und das Universalienproblem	63
4. Theologisch-philosophische Testfälle	73
a) Der Beweis Gottes	73
b) Logik und Trinität	78
c) Die Eucharistie: das permanente Wunder?	81
d) Vorherwissen und Prädestination als philosophisches Problem	84
IV. Ein neuer akademischer Kontext: Lehrtätigkeit in London ...	87
1. Ockhams Londoner Aufenthalt	87

2. Die neue Lehrtätigkeit: der Apologet der Theologie als Lehrer der Philosophie	91
3. Der Höhepunkt der Londoner Phase: die Summe der Logik	96
 V. Konfliktlinien	105
1. Ein gefährlicher Feind: der Kanzler Lutterell	105
2. Zwischenspiel: Vorladung durch die Franziskaner	111
3. Ein Rettungsversuch: die Abendmahlstraktate	114
4. Die unabgeschlossene Promotion	119
 VI. Ein neuer Schauplatz: Avignon	123
1. Das päpstliche Avignon	123
2. Ockhams Prozess: ein Musterbeispiel an Akribie	133
3. Die virtuelle Universität	139
a) Die Quodlibeta: Zeit und Ort ihrer Entstehung	139
b) Die Entfaltung der <i>potentia</i> -Lehre	144
c) Das Heil des Menschen	149
4. Wahrnehmungen und Fehlwahrnehmungen in Avignon	156
a) Johannes XXII.: Ockham und die Olivi-Verurteilung	156
b) Meister Eckhart, der unverstandene Gefährte auf der Anklagebank	165
c) Die Franziskaner und der Armutsstreit	172
5. Die Flucht	181
 VII. Von Avignon nach München	183
1. Ludwig der Bayer und der Kampf gegen den Papst	183
2. Das Franziskanerkloster in München: ein Intellektuellen- zentrum im Schatten der Residenz	192
 VIII. Neue Themen im Dienst des Kaisers	205
1. Armut und Reichtum	205
a) Das „Opus Nonaginta dierum“	205
b) Begriffsklärungen	209
c) Die franziskanische Option	214
d) Schöpfungstheologische Begründungen	221
2. Neue Gewissheit im Kampf gegen die Kirche	224
a) Vom Armutsstreit zum <i>visio</i> -Streit	224
b) Der Brief an die Franziskaner	229
c) Elia, Johannes und die Prophetie	231
d) Ein neuer Papst und alte Probleme: Benedikt XII.	235
3. Noch einmal: die virtuelle Universität	243

a) Der Dialog	243
b) Späte Logik-Traktate der „politischen“ Zeit	253
4. Weltliche Mächte und der Papst	254
a) „Dialogus III“ und „Breviloquium“: die naturrechtliche Legitimation weltlicher Macht	254
b) Rückblick in die Heimat: „An princeps ...“	259
c) Das Maultasch-Gutachten: konsistente Theorie oder taktische Anpassung?	263
IX. Letzte Lebensjahre	267
X. Wirkungen	273
1. Ockhams Wirkung in der Spätscholastik	273
2. Ockham als Hilfe im Streit um den Konziliarismus	277
3. Anknüpfung und Kritik in der Reformation	278
4. Die Ockham-Renaissance in der modernen Philosophie	280
5. Ockhambilder in der Forschung	281
a) Der Ketzer	281
b) Der harmlose Franziskaner	282
c) Im Schatten der Reformation	283
d) Der Sozialphilosoph	284
e) Der Moderne im Mittelalter	285
Quellen- und Literaturverzeichnis	289
1. Quellen	289
2. Literatur	291
a) zu Ockham	291
b) zum Umfeld	298
Register	305
1. Personen	305
2. Sachen	307

Einleitung

„Ockham could move with ease from logic to metaphysics to theology to political theory to epistemology. We who are expert in only one of the fields which Ockham mastered find that we need each other's help in order to understand our own special discipline correctly.“¹ Dem Problem, das David C. Steinmetz benennt, wird sich niemand entziehen können, der heute eine Gesamtdarstellung Wilhelms von Ockham versucht. Jede solche Darstellung wird notwendig perspektivisch sein, wird bei allem Bemühen um eine Aufnahme des breit geführten interdisziplinären Gesprächs über Ockham aus der Sicht eines bestimmten Faches geschrieben sein.

Die bisherigen Gesamtdarstellungen stammen überwiegend von Philosophen und Historikern und akzentuieren entsprechend stärker den Philosophen Ockham² oder den Berater und Akteur in den historischen Prozessen³. Mit dem vorliegenden Band wendet sich nun ein Theologe der Gestalt Ockhams zu – immerhin gewissermaßen über die Zeiten hinweg ein Berufskollege Wilhelms von Ockham, denn auch wenn dieser zahlreiche philosophische und kirchenpolitische Werke verfasst hat, war er doch, wenn man ihn überhaupt einer akademischen Berufsgruppe zuordnen kann, in erster Linie Theologe, Theologe aus dem Orden des heiligen Franziskus.

Er war dies in der Zeit vor der Spaltung der Kirche Westeuropas in verschiedene Konfessionskirchen im 14. Jahrhundert und ist somit Teil der gemeinsamen mittelalterlichen Geschichte dieser Kirchen – „gehört“ weder den evangelischen Kirchen noch der römisch-katholischen.⁴

Gleichwohl ist er zum Opfer konfessioneller Auseinandersetzungen geworden, nicht nur von den Protestanten angegriffen, die seit Luthers „Disputatio contra scholasticam“, die im Jahre 1517 seinen Ablassthesen präliodierte, in Ockham und vor allem seinem Schüler Gabriel Biel einen wohlfei-

¹ Steinmetz, *Luther in Context* 46.

² So etwa Beckmann, *Ockham*.

³ So etwa Miethke, *Sozialphilosophie – bis heute die grundlegende Studie zu Wilhelm von Ockham*.

⁴ In diesem Sinne liegt mit Leppin/Müller, *Theologie und Ethik*, ein bewusst von einer katholischen Theologin und einem evangelischen Theologen konzipierter Quellenband zu seinem theologischen Œuvre vor.

len Gegner als Repräsentanten „der“ verderbten Scholastik besaßen. Von katholischer Seite war er wegen seiner Papstkritik verdächtig, und noch ein um die Ökumene hoch verdienter katholischer Gelehrter wie Erwin Iserloh hat 1956 in aller Schärfe erklärt: „Ockhams Denken hat sich in abstrakten Deduktionen so weit vom Sein, d.h. in der Theologie aber von der Offenbarung entfernt, daß es schließlich mehr um den im Denken angenommenen möglichen Fall als um die auf dem von Gott faktisch beschrittenen Heilsweg beruhende und deshalb allein verbindliche Wahrheit geht.“⁵

Auch im katholischen Lager gab es hierzu Gegenstimmen⁶, die von evangelischer Seite positiv aufgenommen wurden⁷. So wird der heutige Stand der theologischen Forschung wohl durchaus zutreffend charakterisiert, wenn das vorliegende Buch davon ausgeht, dass Ockham durchaus bei der Sache geblieben ist, und zwar bei der Sache der Theologie. Selbst wo er zum Philosophen zu mutieren scheint, bleibt er Theologe – erst recht, wenn er als Berater des Kaisers Kritik an der Kirche seiner Zeit übt. Dies ist der rote Faden seines Werkes und Lebens.

Freilich, schon die Reihenfolge dieser Begriffe „Werk“ und „Leben“ deutet das eigentliche Problem einer Gesamtdarstellung an. Was man bei Ockham erfassen kann, ist aufgrund der spärlichen Quellenlage nur begrenzt das, was eine Biografie ausmacht. „Sein Werk ist seine Biografie“, so meinte man resümieren zu können⁸ – und gewiss nicht zu Unrecht. So sehen denn auch die meisten Versuche einer Gesamtdarstellung aus⁹: Das Leben verschwindet, wird allenfalls in kurzen Stichworten umrissen – dann folgt eine um so ausführlichere Rekonstruktion seines Denkens, mal aus eher gegenwärtigen Interessen – so bei Marilyn McCord Adams, die Ockham geradezu wie einen gegenwärtigen Partner des logischen Diskurses behandelt, mal unter eher historischer Perspektive wie bei Léon Baudry und anderen. Meist gerinnt die Gesamtdarstellung dann zu einer systematischen Rekonstruktion seines Denkens. So wird Ockham tatsächlich zu seinem Werk und ist es vielfach geworden.

Wenn nun ein neuer Versuch einer Gesamtdarstellung gemacht wird, kann nicht erhofft werden, dass mit einem Mal mehr über das Leben Ockhams in Erfahrung gebracht worden wäre, als es die grundlegenden Forschungen insbesondere von Jürgen Miethke und in jüngerer Zeit von den

⁵ Iserloh, Gnade 279.

⁶ Insbesondere Boehner, Articles.

⁷ Junghans, Neuere Forschung – im Wesentlichen eine systematisierende Zusammenfassung der Arbeiten Boehners.

⁸ Vossenkuhl, Risiko 98.

⁹ Genannt seien insbesondere die Werke von Adams, Baudry, Beckmann, Ghisalberti und Leff.

franziskanischen Editoren des Ockham'schen Werkes um Gedeon Gál hervorgebracht haben. Neue Quellenfunde sind nicht zu präsentieren, allenfalls an manchen Stellen – bei der Datierung der Quodlibeta oder bei der Reaktion des Papstes Johannes XXII. auf Ockham – neue Kombinationen bekannten Materials.

Was aber grundlegend neu versucht wird, ist eine Darstellung Ockhams, die sein Leben nicht zur Folie der hiervon weitgehend gelösten Darstellung seines Werkes nimmt, sondern die die Darstellung des Werkes in dieses Leben integriert: Von dem unklaren Geburtsjahr bis zum einigermaßen sicheren Todestag bildet das Leben Ockhams das Raster, in das sein Wirken eingeordnet und vor dessen Hintergrund es gedeutet wird. Mit einem modisch gewordenen Begriff könnte man von Kontextualisierung sprechen: Ockhams Denken wird von seinen Lebens- und Konfliktkontexten her erschlossen.¹⁰

Diese Konflikte stehen dem Betrachter des 21. Jahrhunderts nicht mehr mit der Selbstverständlichkeit zur Verfügung wie dem Zeitgenossen des 14. Jahrhunderts. Die Annäherung an Ockham muss und wird daher immer wieder auf Umwegen geschehen, gelegentlich sind lange Anläufe nötig, um seine Stellung in seiner Zeit zu profilieren. Nur wenn man diese langen Wege – etwa von der Entdeckung des Aristoteles über die konsequente Aristotelesdeutung in den Siebzigerjahren des 13. Jahrhunderts – nachzeichnet, wird man angemessen nachvollziehen können, worin die Leistung von Ockhams kritischem Aristotelismus besteht.

Damit vollzieht die vorliegende Arbeit auch bei allem unverhohlenen theologischen Interesse an Ockham das übliche nüchterne Geschäft des Historikers: zu relativieren. Der Ehrenname Ockhams, *Venerabilis Inceptor*, Ehrwürdiger Beginner, ist nicht nur in seiner Entstehung durchaus banal (s.u. S. 119), sondern hat auch hiervon unabhängig nicht das Gewicht, das ihm Deuter beimaßen, die den englischen Franziskaner zum Beginner einer neuen Zeit machen wollten – sei es, in negativer Sicht, durch Zersetzung des Vorherigen, sei es, in positiver Würdigung, durch Entdeckung neuer, moderner Einsichten. Das eine wie das andere ist letztlich Reflex auf eine kontextlose Sicht Ockhams, die diesem seinen Ort im 14. Jahrhundert nicht lassen will, sondern ihn hieraus löst, sei es durch eine rein systematisch-immanente Lektüre, sei es durch eine unmittelbare Konfrontation mit näheren Größen der Geistesgeschichte – Thomas von Aquin oder Martin Luther – oder mit ferneren Gedankensträngen – Aristoteles oder der Gegenwart.

¹⁰ Methodisch lehne ich mich dabei an Steinmetz, *Luther in Context*, an, dessen Ansatz leider nicht zu einer Gesamtdarstellung ausgereift ist, aber in der vorliegenden Aufsatzsammlung die eingeschlagene Richtung zur Genüge deutlich macht.

Wichtiger als diese Gestalten waren ihm seine weniger bekannten Zeitgenossen oder unmittelbaren Vorgänger: ein Petrus Aureoli oder ein Robert von Cowton, ein Adam von Wodeham oder ein Johannes Lutterell. In diesen Kontext passt Wilhelm aus Ockham in erster Linie, in die großen Bögen der Geistesgeschichte bestenfalls in zweiter. Und zu solchen Berührungen mit Zeitgenossen gehören dann auch die erstaunlichen Mängel der Wahrnehmung, die Alternativen, denen er sich nicht gestellt hat. Als bedeutendste ist die Alternative der Mystik in Gestalt Meister Eckharts zu nennen. Auch ihm hätte er begegnen können, ist er vielleicht sogar begegnet – und doch wird hier gerade die gegenseitige Fehlwahrnehmung zum biografischen Problem.

Noch weniger als bei anderen „Gestalten des Mittelalters und der Renaissance“ wird man also am Ende von Ockham ein vollständiges, lebenspralles Bild besitzen können. Zwar blitzt unter der Frage nach seiner Biografie vielleicht manches in den Texten auf, das unter anderen, systematischer orientierten Blickwinkeln nicht wahrgenommen werden kann. Aber mehr als Konturen dieses Lebens wird der vorliegende Band nicht versprechen können: eine Annäherung an eine Gestalt von ihren Rändern her – von der Vorgeschichte in der scholastischen Theologie, von den Partnern und Gegnern her. In der Zeitgenossenschaft konturiert Ockham sich vorwiegend als Denker, als Intellektueller in seiner Zeit.

I. Anfänge

1. Die Herkunft

Das kleine Dorf liegt nicht weit von London: Ockham.

Hier, in der Grafschaft Surrey, südwestlich der englischen Metropole¹, dürfte der Mann geboren worden sein, durch den der Name des Dorfes zu einem philosophischen Programm wurde: Wilhelm von Ockham. Ein Glasfenster in der Dorfkirche sucht die Erinnerung an den größten Sohn des Ortes aufrechtzuerhalten. Doch so bunt und plastisch es ist, vermittelt es dennoch keinen realen Eindruck von seinem Äußeren, von seiner Physiognomie. Nur eine kleine Zeichnung auf einem Manuskript ist noch zu seinen Lebzeiten entstanden. Sie zeigt ein schmales Gesicht, bartlos, jugendlich. Doch schon eine solche Beschreibung macht deutlich, dass hier mehr der Typus im Blick ist, der Ordensbruder und Asket. Dem Menschen Wilhelm, geboren in dem Dorf Ockham, können wir uns kaum nähern.

Auch was von seiner Hand erhalten ist, bietet kaum einmal einen Einblick in seine Persönlichkeit, und wenn, dann oft nur sehr versteckt. Ein einziger echter Brief ist überliefert, geschrieben 1334 zur Verteidigung gegen die Vorwürfe, die zu seiner Exkommunikation geführt hatten. Eine harte, kirchenjuristische Anfechtung: Das ist nicht die Gelegenheit zu allzu persönlichen Stellungnahmen, zumal wenn nicht ein Einzelner der Adressat ist, sondern die Gemeinschaft der Brüder des Franziskanerordens, die sich seinerzeit in Assisi versammelt hatten. Ein persönliches Dokument? Auch. Aber vor allem eine Verteidigungsschrift, streckenweise ein Pamphlet.

Was sonst erhalten ist, sind Vorlesungen, Traktate, Streitschriften, Gutachten. Gelehrte Texte, die etwas von seinem Denken erfahren lassen. Seine Persönlichkeit aber verschwindet dahinter. Und wie bei den meisten Gestalten des Mittelalters gilt für ihn auch: Selbst das äußere Gerüst seiner Lebensdaten ist nur schwer zu rekonstruieren. Das Geburtsjahr dürfte um 1285 gelegen haben.

So kann man es aus der ersten Notiz erschließen, in der uns sein Name begegnet: Am 27. Februar 1306 wurde ein „Willelmus de Ocham, O.F.M.“

¹ Zur Identifikation dieses Dorfes – unter drei möglichen Trägern des Namens „Ockham“ – als des Geburtsortes Wilhelms von Ockham s. Miethke, Sozialphilosophie 1f.

in der St.-Salvator-Kirche in Southwark zum Subdiakon geweiht.² Southwark lag in einem politisch London unterstehenden Gebiet, das zur Diözese Winchester gehörte; und zu dieser Diözese gehörte auch eben jenes Dorf Ockham, aus dem Wilhelm stammen dürfte.³ Handelt es sich bei diesem neuen Subdiakon also wirklich um eben den Wilhelm von Ockham, der später Lehrer in Oxford war, der vom Papst verhört und vom Kaiser als Berater an seinen Hof geholt wurde? Alles scheint zu passen: die Lokalisierung in der Diözese Winchester, dazu der Name „Ocham“ – dies ist eine der üblichen Schreibweisen für „Ockham“, wie sie später auch in Manuskripten seiner Werke immer wieder begegnen, die Fassung „Ockham“ ist eine späte Normalisierung. Das Jahr 1306 wäre zumindest mit dem, was man an späteren Daten rekonstruieren kann, in Einklang zu bringen. Die geographische Nähe zu London wohl auch.

Es scheint so zu sein: Hier begegnet er uns zum ersten Mal. Wenn dem so ist, lässt sich daraus ein gewisser Anhaltspunkt für das Geburtsjahr ableiten. Nach den nur wenig später in den Clementinen erlassenen kanonischen Vorschriften musste man bei der Weihe zum Subdiakon mindestens 18 Jahre alt sein.⁴ Und auch wenn die entsprechenden Bestimmungen schwankend sind, liegt man sicherlich richtig mit der Schätzung, dass Ockham wohl kaum nach 1286 geboren sein dürfte, wahrscheinlich ein paar Jahre früher, weswegen man in der Regel von einem Geburtsjahr zwischen 1280 und 1285 ausgeht.

Seine Herkunft aus dem kleinen Dorf wie auch das Fehlen jeglichen Hinweises auf adelige Abstammung sprechen dafür, dass Wilhelm Sohn einer bäuerlichen Familie war. Mehr über seinen sozialen Hintergrund zu behaupten, hieße, eine Spekulation auf die andere zu häufen. Wäre er der einzige überlebende Sohn gewesen, wäre er schwerlich in einen Orden gegangen, also wird man, wie ohnehin in dieser Zeit, von einigen Geschwistern auszugehen haben. Doch Eltern und Geschwister spielen in seiner späteren Realität keine Rolle mehr. Ob er sie noch einmal besucht hat, nachdem er sich dem Franziskanerorden angeschlossen hatte? Die Wege waren beschwerlich, die Verpflichtungen im Orden groß. Jedenfalls hat er nach seinem vierzigsten Lebensjahr keinen Fuß mehr nach England setzen können, weil ihn erst der Prozess vor der päpstlichen Kurie, dann die Verpflichtungen am Kaiserhof auf dem Kontinent hielten. Und aus dieser Zeit liegt keine Korrespondenz vor – vermutlich konnten die nächsten Verwandten gar nicht schreiben. Aber auch keine Äußerung des Bedauerns über die Trennung: Wilhelm ist früh in andere soziale Zusammen-

² OT I 35*.

³ Courtenay, Schools 194.

⁴ Friedberg II 1140.

hänge gekommen, die die Familie vielleicht nicht vergessen, aber doch zurücktreten ließen.

Von dem England seiner Zeit dürfte er nicht viel mitbekommen haben. Der Kontext des Dorfes bestimmte seinen Horizont. Also hat er von den Kriegen mit Schottland wohl wenig gehört, die einer der Anlässe für den noch zu seinen Lebzeiten – wahrscheinlich 1337 – ausbrechenden Hundertjährigen Krieg zwischen England und Frankreich waren. Und auch eine andere für die Geschichte Englands bedeutsame Entwicklung dürfte in seinem dörflichen Kontext keine Rolle gespielt haben: der Wandel von einer traditionellen Rechtskultur zu einer schriftlichen, der sich unter König Eduard I. (1272–1307), unter dessen Regentschaft Wilhelm in Ockham geboren wurde, vollzog.⁵ Diese Art der Rechtsetzung stärkte zugleich eine Institution, die sich als entfernte Folge der Magna Charta von 1215 entwickelt hatte: das englische Parlament. Zunehmend wurden in diese Versammlung nicht nur die Großen des Reiches, sondern auch niedere Adelige und Abgesandte der Städte einbezogen – eine Entwicklung, die übrigens gerade von Bettelorden wie den Franziskanern entschieden gefördert wurde. Aber so reizvoll diese Verbindung mit Ockhams späterer Zugehörigkeit zu den Franziskanern war: Auch hiervon dürfte er in dem kleinen Ockham nichts mitbekommen haben.

2. Ein minderer Bruder

Irgendwie aber muss der Ruf der Franziskaner nach Ockham gedrun-gen sein: Ob ein Geistlicher den jungen Wilhelm „entdeckt“ hat?⁶ Ob einfach die Eltern den Sohn an einen Orden gaben und dann eben an einen, bei dem die Mitgliedschaft vergleichsweise billig war, weil man, anders als oft bei den Benediktinern, keine Stiftung erstatten musste?

Ockham hat seinen Eintritt in den Franziskanerorden stets als seinen eigenen Entschluss gedeutet: „Der Regel des seligen Franz habe ich mich unterworfen“, schreibt er Jahrzehnte später.⁷ Aber da hat er sich schon längst in einem Maße mit diesem Orden identifiziert, das auch in der Rückschau Ordenseintritt und Profess zu einem eigenen Akt machen musste. Gleichwohl wird man, auch wenn man historisch gezwungen ist, andere Motive zu untersuchen und zu nennen, zunächst einmal davon ausgehen dürfen, dass in der Tat das franziskanische Ideal, das Leben

⁵ Siehe hierzu Maurer, Geschichte 37–40.

⁶ Zur vermutlichen Ausbildung beim Ortsgeistlichen s. Courtenay, *Academic Worlds* 18.

⁷ R. Scholz, *Streitschriften* II, 453f.

in Einfachheit und Armut, wie es ein Jahrhundert zuvor Franz von Assisi vorgelebt hatte⁸, das war, was den jungen Wilhelm in den Orden zog.

Nur bekommt man diese grundlegende religiöse Motivation biografisch mangels unmittelbarer Zeugnisse nicht recht zu fassen. Streng genommen ist es nicht einmal sicher, ob am Anfang wirklich ein freier Entschluss stand oder nicht vielmehr das Drängen der Familie, die den Sohn womöglich schlicht versorgt sehen wollte. Angesichts unserer geringen Kenntnis über die Gründe, die Wilhelm zu dem lebensentscheidenden Schritt in den Orden führten, sprießen die psychologisierenden Spekulationen. Spätere Deuter hätten es gerne gesehen, dass es seine Sehnsucht nach den Büchern war, die ihn in den gelehrten Franziskanerorden trieb⁹, aber das ist wohl kaum mehr als eine Rückprojektion, zumal wenn der Eintritt, wie man ebenfalls im 16. Jahrhundert berichtete, schon jung erfolgte¹⁰ – was man wiederum nicht genau weiß. Sicher ist allein, dass er zum Zeitpunkt seiner Weihe zum Subdiakon, 1306, bereits Franziskaner war: Das Kürzel „O.F.M.“ weist ihn als Mitglied des *ordo fratrum minorum*, des Ordens der Minderbrüder, also der Franziskaner, aus.

Anzunehmen ist eher, dass die Ordensmitgliedschaft in jedem Falle eine Lösung aus den bisherigen sozialen Bindungen, in gewisser Weise einen sozialen Aufstieg verhiß: Ein junger, begabter Mensch vom Lande besaß zunächst weder soziale noch räumliche Mobilität, wenn er nicht durch den Weg in einen Orden die Standesschranken unterließ. So gesehen war dann sicher auch die im Franziskanerorden gebotene Bildung äußerst attraktiv. Doch wird man in Rechnung stellen müssen, dass noch wichtiger als die Mobilität zweifellos die elementare soziale Sicherung war. Der Orden gab einen sozialen Rahmen vor, innerhalb dessen der Einzelne aufgefangen und versorgt war.

So unsicher die Gründe sind, so sicher kann man sich doch über die primären Folgen sein: Das Milieu, dem Wilhelm nun begegnete, war jedenfalls ein charakteristisch anderes als das bisherige dörfliche, wie allein schon die Tatsache anzeigt, dass er in London geweiht wurde und hier wohl auch Konventsmitglied war. Statt des Landlebens mit seiner täglichen Arbeit, statt der feudalen Herrschaft war nun die Gemeinschaft der Brüder bestimmend. Die spätere, bis zu ihrem erzwungenen Abbruch überaus viel versprechende akademische Karriere spricht dafür, dass Ockham zu denen gehörte, die bereits im Alter von sieben Jahren oder wenig

⁸ Zu ihm grundlegend: Feld, Franziskus.

⁹ J. Leland, *Commentarii de scriptoribus ecclesiasticis*, Oxford 1529, p. 323 (zit. bei J. Hofer, *AFH* 6 [1913] 212).

¹⁰ Ebd.

mehr begannen, die Lateinschule zu besuchen¹¹, was nur dann erklärbar wäre, wenn er schon jung mit den Franziskanern konfrontiert wurde. Für diese Annahme spricht auch, dass er später behauptet, schon als ganz kleiner Junge, als *puerulus*, etwas über die hoch komplexe logische Theorie der Supposition gehört zu haben.¹² Es ist kaum vorstellbar, wie er in Ockham, einem kleinen Dorf, solchen Unterricht genossen haben sollte. Schulen fanden sich in den Städten – für die Stadtkinder – oder bei den Orden.¹³ So ist die wahrscheinlichste Möglichkeit, dass Ockham schon zum Erlernen der ersten Bildungselemente von zu Hause fortgeschickt wurde und dann schwerlich an eine öffentliche Schule, sondern doch wohl an die Schule eines Ordens. Und wiederum ist es zwar keineswegs gesichert, aber doch die nach dem üblichen Gang der Entwicklung wahrscheinlichste Möglichkeit, dass es die Franziskaner waren, bei denen er die ersten Berührungen mit der Bildung erfahren hat. Gerade vor seinem einfachen bäuerlichen Hintergrund ist es gut möglich, dass seine Eltern ihn als Oblaten an ein Kloster übergeben haben. Vollmitglied dürfte er zu diesem Zeitpunkt noch nicht gewesen sein, auch wenn die Statuten, die festlegen, dass man erst nach Vollendung des vierzehnten Lebensjahres Ordensmitglied werden dürfe, erst etwas später, 1316, erlassen wurden¹⁴ und somit für seinen Fall noch nicht als verbindlich anzusehen sind.

Ockhams Hinweis auf den durchaus nicht kindgerechten und ebenso wenig praxisorientierten Lerninhalt ist natürlich durchaus ernst zu nehmen. Schon die Elementarschule des mittelalterlichen England, die ein Siebenjähriger besuchen konnte, war von vornherein an einem Bildungsverständnis ausgerichtet, das weit entfernt von den praktischen Erfordernissen eines Kindes aus bäuerlichem, selbst auch aus städtisch-handwerklichem oder kaufmännischem Milieu war. Die erste Aufgabe der Schule war das Beibringen des Alphabets und dann sofort das Unterrichten der lateinischen Sprache.¹⁵ Für Ockham könnte dies auch die Konfrontation mit einer weiteren Fremdsprache mit sich gebracht haben. Wenn er tatsächlich Angehöriger der Unterschicht war, so dürfte die Sprache seines Elternhauses Englisch gewesen sein, aber die Sprache, deren man sich zur

¹¹ S. Courtenay, Schools 92.

¹² OPI 67,33. Auch die Erwähnung bei William Woodford, Ockham sei als *puer* in den Franziskanerorden eingetreten, unterstreicht die Vermutung, dass Ockham, noch ehe er vierzehn Jahre alt war, in den Orden eintrat (vgl. Courtenay, Schools 194).

¹³ Ebd. 19f.

¹⁴ OT I 34*.

¹⁵ Siehe zu englischen Elementar- und Sekundarschulen: Courtenay, Schools 15–20.

Vermittlung des Lateinischen in den Schulen bediente, war noch bis in die Vierzigerjahre des 14. Jahrhunderts gemeinhin das Französische.¹⁶

Das Erlernen des Lateinischen zielte dabei zunächst vor allem auf die korrekte Aussprache, die man anhand der Psalmen und anderer wichtiger Gebetstexte lernen konnte – für einen späteren einfachen Kleriker reichte dies für den korrekten liturgischen Vollzug. Für diejenigen, die weitere akademische Grade anstrebten, war es jedenfalls eine wichtige Voraussetzung für das weitere Studium. Erst mit acht oder neun Jahren wurden die Kinder dann mit der lateinischen Grammatik konfrontiert, die sie natürlich aktiv ebenso wie passiv beherrschen mussten. Während Englisch die Sprache der Unterschichten war, Französisch die Sprache der Oberschichten, der Verwaltung und der geschäftlichen Beziehungen, war das Lateinische die Sprache für die Kirche, deren man sich schriftlich wie mündlich bediente. Es dürfte in diesem Zusammenhang gewesen sein, dass der *puerulus* Wilhelm aus Ockham mit Grundlagen der Suppositionslogik konfrontiert wurde, auch wenn diese gewiss nicht in größerem Maßstab das Curriculum einer Lateinschule bestimmte.

Spätestens mit Aufnahme des Noviziates jedenfalls, also mit vierzehn Jahren, dürfte Ockham dann regelmäßig am klösterlichen Leben teilgenommen haben. Das bedeutete vor allem eine Strukturierung des Tages durch das Gebet. Zwischen den Hauptgebetszeiten Laudes am Morgen und der Vesper am Abend spannte sich der Bogen über Terz, Sext und Non. Hinzu kamen ganz früh am Morgen die Prim und spät abends die Komplet: Sieben Mal am Tag wurde der Mönch mit dem wichtigsten Gebetbuch der Christenheit konfrontiert, dem Psalter; Lesungen und Gesänge gestalteten die Gebetsstunden aus. Wer die späteren, bis zur Kälte rationalen Schriften eines Wilhelm von Ockham liest, muss sich immer wieder vor Augen halten, dass dies der selbstverständliche spirituelle Hintergrund ist, vor dem er lebte, dachte und arbeitete.

Nicht nur diese Gebetsformen, die die Franziskaner mit den anderen monastischen Gemeinschaften des Mittelalters verbanden, dürften ihn geprägt haben, sondern auch die besonderen Züge franziskanischer Frömmigkeit: die intensive Christusliebe und die ihr entsprechende Haltung frommer Demut. Bei allen Streitigkeiten, die sich um die Frage der Armut im Orden entwickelt haben und die im Laufe von Ockhams Leben noch zu einem gewichtigen Thema wachsen sollten, war und blieb der Franziskanerorden doch der Orden der Armut. Einfache Häuser und Kirchen prägten das Äußere, das Leben wurde so schlicht wie möglich gestaltet.

So schlicht und einfach wie möglich – das ließ viele Möglichkeiten offen, und die Polemik von außen und auch von innen hat den Franziska-

¹⁶ Ebd. 16; Orme, *Schools* 71–77.

nern immer wieder vorgeworfen, es mit der Armut nicht wirklich ernst zu meinen. Gleichwohl wird man, auch wenn vielleicht nicht jede strikte Forderung aus dem Testament des Franz von Assisi befolgt wurde, doch davon ausgehen dürfen, dass das Leben, das Ockham kennen lernte, von großer Schlichtheit geprägt war. Für ihn mag dies rein äußerlich kein großer Schritt gewesen sein, kam er doch aus einem bäuerlichen Milieu und damit ebenfalls aus äußerlich armen Verhältnissen. Und doch ist der Schritt nicht unerheblich: Es war der Wechsel von der aufgenötigten, sozial bedingten zur freiwilligen Armut, von einem Untertanenverhältnis zur Christusnachfolge. Die Vorzeichen der Existenz und der Tätigkeit Ockhams änderten sich mit seinem Eintritt in den Orden. Mag es eigener Wille gewesen sein, fremde Anregung oder gar fremder Druck: Die Bezeichnung der Ordensleute als *religiosi* drückt aus, was hier auch existenziell mit Ockham geschah. Aus einer funktionalen Stellung innerhalb der mittelalterlichen Erwerbsgesellschaft kam er in eine hervorgehobene Sonderstellung, die sich durch ihre Tätigkeit an der Gesellschaft und für die Gesellschaft in der Nachfolge Christi und im Angesicht Gottes auszeichnete.

Dabei stand für die Franziskaner nicht mehr wie für die älteren Orden das fürbittende Gebet im Vordergrund, sondern die Tätigkeit an den Menschen, die in ihrem Umfeld lebten und die ihnen anvertraut waren. Dies war einer der wichtigsten Gründe dafür, dass die Franziskaner ein städtischer Orden geworden waren. Die Einsamkeit etwa eines Zisterzienserklosters, die Ausdruck der strengen Askese war, hätte den funktionalen Ansprüchen eines den Menschen zugewandten Franziskanerklosters nicht genügt. Der Weg sollte nicht von der Welt und den Menschen fortführen, sondern zu den Menschen hin.

Neben den Aufgaben, die im Kloster anfielen, war daher die wichtigste Aufgabe die Seelsorge. Gerade weil der Bettelorden nicht mehr die Aufgabe hatte, sich seinen eigenen Lebenserwerb zu sichern, sondern unter völliger Armut auch verstanden wurde, dass man keiner produzierenden Tätigkeit nachging, bestanden Zeit und Freiheit, sich den Menschen zuzuwenden. Die Franziskaner waren herausragende Beichtväter und Seelsorger, vor allem auch Prediger. Prinzipiell stand allen Franziskanern, wenn der Ortsbischof es zuließ, das Recht auf Predigt zu, nicht nur, wie sonst, Klerikern. Dass Ockham gepredigt hätte, ist nicht belegt. Reizvoll wäre es, einmal eine Predigt von ihm zu lesen, die einen Zugang zu einer Dimension seines Lebens böte, die uns aufgrund der Überlieferungslage fast völlig verschlossen ist. Den Glauben nicht nur zu durchdenken, sondern auch zu verkündigen – welche Aufgabe für einen Mann, der sich später in dem Versuch, die Möglichkeiten Gottes bis ins Letzte auszuloten, sogar zu dem Gedanken steigerte, Gott könne dem Menschen gebieten, ihn zu hassen.

3. Eintritt in die Klerikerlaufbahn

Das Datum des Jahres 1306 zeigt: Wilhelm von Ockham war für die Klerikerlaufbahn bestimmt. Als Subdiakon beschrift er die erste Stufe einer Leiter, die ihn bis zum Priesteramt qualifizieren sollte. Von einer Priesterweihe ist später nicht die Rede. Allerdings wäre sie vorauszusetzen, wenn ein anderer Hinweis auf geistliche Betätigung wirklich auf Ockham zu beziehen sein sollte: Ein Register des Bischofs Dalderby von Lincoln erwähnt, dass am 19. Juni 1318 einem Franziskaner Wilhelm von Ockham gestattet wurde, die Beichte abzunehmen.¹⁷ Das passt jedenfalls gut. Die Franziskanerstatuten von 1316, die also jetzt mit Sicherheit schon in Geltung waren, bestimmten, dass niemand als Beichtiger außerhalb des Ordens zugelassen werden sollte, ehe er nicht das dreißigste Lebensjahr vollendet hatte¹⁸ – dieses Alter hätte Ockham eben erreicht. Und die Datierung seiner Oxforder Sentenzenvorlesung ergibt, dass er im Jahre 1318 in Oxford gewesen sein muss, wo in der Tat der Bischof von Lincoln für ihn zuständig gewesen sein dürfte.

Allerdings wird in einer Londoner Handschrift eben dieser Wilhelm von Ockham unter diejenigen Brüder gerechnet, die zwischen dem 12. April und dem 8. September 1328 gestorben sind.¹⁹ Das scheint zunächst gegen eine Identität mit dem Theologen und Philosophen zu sprechen, der erst im Jahre 1347 starb²⁰, muss ihr aber nicht zwingend widersprechen. Als „Ableben“ mag ein übereifriger Schreiber auch Ockhams Flucht aus dem päpstlichen Avignon und seine Exkommunikation verbucht haben, die just in den genannten Zeitraum fällt; möglich ist es auch, dass diese Flucht Gerüchte über einen etwaigen Tod Ockhams nach sich gezogen hatte, die allzu rasch für wahr gehalten wurden. Freilich sind beide Varianten hochgradig spekulativ, so dass die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen ist, dass es sich schlicht um einen anderen Wilhelm aus demselben oder einem anderen Ort namens Ockham handelt – und damit hätte man für die Frage seiner klerikalen Weihen nichts gewonnen.

Auch unabhängig von solchen Weihen, die nicht auszuschließen sind, ist aber die Tatsache der Weihe zum Subdiakon schon für sich genommen von Bedeutung, macht sie doch den Wechsel in ein anderes soziales Bezugssystem, den der Eintritt in den Franziskanerorden bedeutete, auch zu

¹⁷ Emden, Register 1384.

¹⁸ OT I 35* Anm. 4.

¹⁹ Little, Collectanea I 149.

²⁰ Vgl. zur folgenden Interpretation C. K. Brampton, Chronological Gleanings from Martival Episcopal Register, Salisbury II, and Ms. London, British Museum, Cotton Charter XXXX,40, in: AFH 58 [1965] 369–393, hier: 380–393.

einem rechtlich gesicherten Akt: Als Kleriker ist Ockham Angehöriger eines anderen *genus*, eines anderen Geschlechts als die Laien²¹ und verfügt damit auch über einen besonderen rechtlichen Schutz vor weltlichem Zugriff.

Später wird er die einseitige Herrschaft der Kleriker in der Kirche immer wieder scharf kritisieren, er wird den Laien das Recht auf Mitsprache in Glaubensdingen zusprechen, ja erwägen, dass allein noch die Laien im Besitz der christlichen Wahrheit seien – aber er ist und bleibt selbst Kleriker. Für seine eigene Biografie dürfte dabei zu diesem Zeitpunkt bereits die Bedeutung der klerikalen Zugehörigkeit vor allem darin bestanden haben, dass den Klerikern der Weg in die Universitätslaufbahn offen stand. Die spätere Gleichsetzung von „Laien“ im rechtlich-religiösen Sinne und Ungebildeten hat ihren Grund darin, dass bis ins 14. Jahrhundert universitäre Bildung allein den Klerikern zukam. Die Weihe könnte also schon im Blick auf die angestrebte akademische Laufbahn erfolgt sein, die Ockham wohl wenig später einschlug.

²¹ Friedberg, I 678 (*Decretum* p.2 causa 12 q.1 c.7).

II. Akademischer Aufstieg

1. Die Universität Oxford

Ockham kam auf Geheiß seines Provinzials¹ an die älteste und bedeutendste Universität Englands: Oxford.² Ein genaues Gründungsjahr für diese Universität lässt sich nicht festmachen, jedenfalls reicht sie im Alter an die ehrwürdige Pariser Universität heran oder übertrifft diese womöglich. Wie diese war sie im Laufe des 12. Jahrhunderts auf Grundlage vorhandener Bildungseinrichtungen entstanden. Dabei zeichnete Oxford allerdings gegenüber Paris eine Besonderheit aus, die der Universitätsleitung ein hohes Maß an Freiheit gab: Während der eigentliche Universitäts Herr, der Bischof, in Paris in unmittelbarer Nähe der Universität residierte und – wie Eingriffe in Lehrstreitigkeiten zeigen – entsprechend wachsam das Geschehen an der Universität verfolgen konnte, war für Oxford der Bischof von Lincoln zuständig, der zu weit von seiner Universität entfernt war, um tatsächlich wirksam in deren Alltag intervenieren zu können. Faktischer Lenker der Universität war spätestens seit dem Jahre 1216 ein Kanzler, der, formal an Stelle des Bischofs agierend, eine gewisse Selbstständigkeit zu erringen vermochte.

Diese besondere Konstellation trug dazu bei, dass die Oxforder Gelehrten sich früher als ihre Pariser Kollegen einer sehr freien Aristoteleslektüre widmen konnten. Das galt für Dominikaner ebenso wie für die Franziskaner, die seit 1224 in die Universität einbezogen waren. War dieser Orden in Paris noch sehr verhalten in der Aufnahme des Aristoteles, wie sich etwa an dem vorsichtigen Umgang mit ihm bei Alexander von Hales (ca. 1185–1245)³, dem ersten großen franziskanischen Lehrer in Paris zeigt, so hatte Oxford in Robert Grosseteste (ca. 1168–1253)⁴, dem späteren Bischof von Lincoln (1235), schon früh einen franziskanischen Theologen, der sich der Aufnahme des Aristotelismus weit öffnete. Seit etwa 1200 lehrte er in Oxford die *artes*, ab 1229 die Theologie. Sosehr er in seiner Geistigkeit gerade auch als Lehrer der *artes* Augustin verhaftet blieb, so bemerkenswert ist es doch, dass von seiner Hand Kommentare zu den bei-

¹ Courtenay, *Academic Worlds* 20.

² Siehe hierzu und zum Folgenden Cowdrey, *Oxford*; Catto, *History*.

³ Zu ihm s. nach wie vor Gössmann, *Metaphysik und Heilsgeschichte*.

⁴ Zu ihm s. McEvoy, *Grosseteste*; Southern, *Grosseteste*.

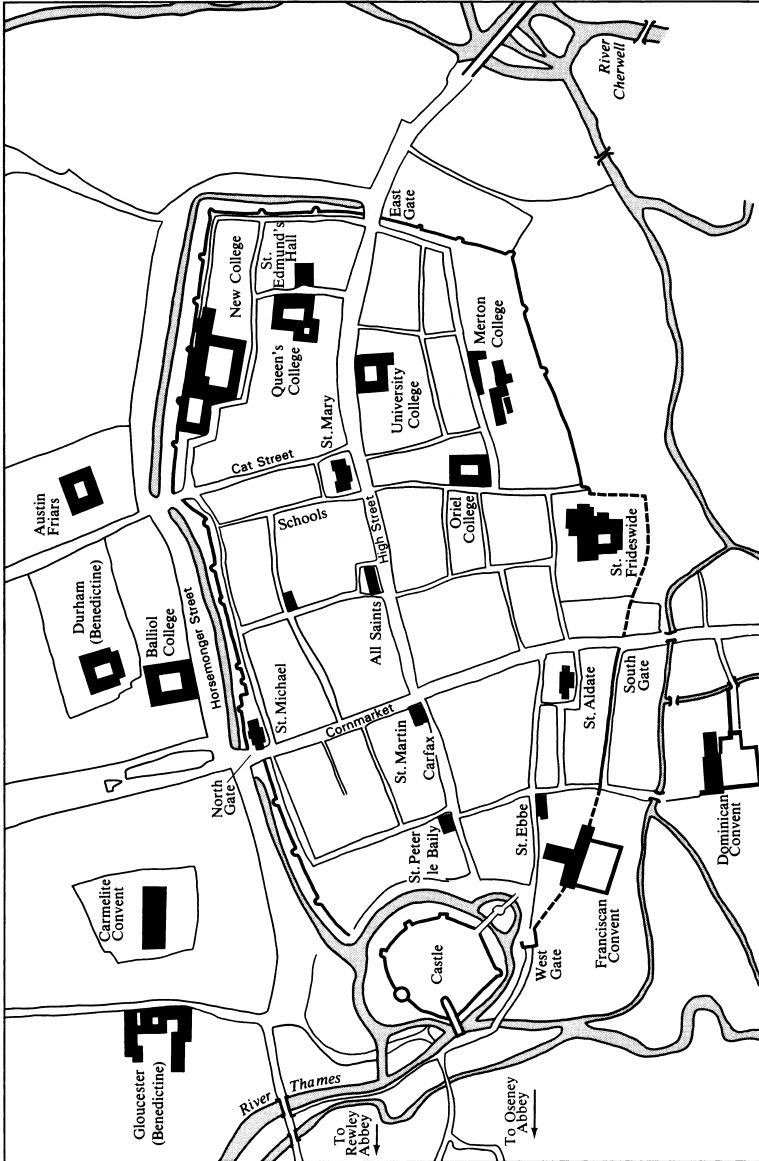


Abb. 1: Oxford im 14. Jahrhundert:

Ockham lehrte im Konvent der Franziskaner (Franciscan Convent).

Aus: Die Gegenwart Ockhams, hrsg. von Wilhelm Vossenkuhl und Rolf Schönberger,
Weinheim 1990, S. 332.

den Analytiken des Aristoteles erhalten sind, also zu den Büchern, die die Wissenschaftslehre des Stagiriten entfalten, und ebenso auch zur Physik, seinem naturphilosophischen Hauptwerk. Diese Beschäftigung mit Aristoteles fand gerade in der Zeit statt, als seine Hauptaufgabe die Lehre der Theologie war, wurde von ihm also keineswegs – wie es in dem mit Verboten überschütteten Paris der Fall war – als Spannung zur theologischen Aufgabe empfunden, sondern als deren Stütze. Jene Harmonie von Philosophie und Theologie – grundsätzlich formuliert: von Vernunft und Offenbarung –, um die der Dominikaner Thomas von Aquin (ca. 1224–1274)⁵ in Paris mühsam kämpfen musste, war bei den Oxforder Franziskanern lange Zeit nahezu ungefährdet. Es waren erst die Rückwirkungen vom Kontinent, die dann auch in England die Frage nach einem angemessenen Verhältnis zwischen beiden akut werden ließ.

Das Oxford des 14. Jahrhunderts hatte noch nicht jene gediegene College-Atmosphäre, wie sie die heutigen bedeutenden alten Universitäten Englands kennzeichnet. Zwar lässt sich die Geschichte einiger Colleges bis ins 13. Jahrhundert verfolgen⁶: 1249 wurde University gegründet, in den Sechzigerjahren Balliol und etwa zeitgleich auch das Merton College, das im 14. Jahrhundert eine bedeutende Rolle als Pflanzstätte moderner naturwissenschaftlicher Einsichten gewinnen sollte. Doch waren dies nicht wie heute Orte, an denen die meisten Studenten Unterkunft erhalten hätten, denn sie waren nur für Graduierte geöffnet. Der Großteil der Weltgeistlichen, die in Oxford studieren wollten, fand Unterkunft in einer *aula* oder auch in privaten Quartieren. Die allermeisten der 1000 bis 1500 Studenten⁷ aber lebten in einem der großen Ordenshäuser. Nicht alle lagen innerhalb der Stadtmauern. So befand sich der Konvent der Dominikaner ebenso wie der der Franziskaner südlich der Stadt.

Hier, in den Ordenshäusern, fanden dann auch die Vorlesungen statt. Nur ganz selten, zu besonders feierlichen Gelegenheiten, zog man in die Stadt, in die franziskanische Kirche St. Mary. Die Studenten in den Vorlesungen der Franziskaner kamen größtenteils ebenfalls aus dem Konvent, so dass der Lehrbetrieb bis zu einem gewissen Grade nach innen, auf den eigenen Orden orientiert war. Doch gerade die Vielzahl der Oxforder Studenten, die keinem festen College oder Konvent zugeordnet war, führte dazu, dass stets auch Neugierige von außen kamen. Denen ging es nicht immer darum, einen besonders interessanten Lehrer zu hören. Vielmehr stieß mancher auch schlicht deswegen zu den Bettelorden, weil hier aka-

⁵ Die Literatur zu Thomas ist nahezu unüberschaubar. Einen guten Einblick auf aktuellem Stand gibt Pesch, Thomas (mit reichlich Literaturangaben!).

⁶ Hierzu Cowdrey, Oxford 568.

⁷ Courtenay, Schools 28.

demische Lehre besonders günstig zu haben war. Anders als die Weltgeistlichen nahmen sie, der Armut verpflichtet, kein Hörgeld und waren somit relativ erschwinglich. Es muss sich also im Hörsaal eine bunt gemischte Gruppe eingefunden haben, die den Worten des Lehrers lauschte.

Die intellektuelle Atmosphäre scheint dabei äußerst lebendig gewesen zu sein. Die Studenten diskutierten untereinander und bezogen in dieses Gespräch auch ihre Lehrer ein. Neben anderen Beispielen⁸ zeigt dies auch eine Szene aus Ockhams späterem eigenen Lehrbetrieb, freilich wohl schon aus der Londoner Zeit und nicht mehr aus Oxford. Einer seiner Schüler, Adam von Wodeham (ca. 1295–1358)⁹, der später selbst in London, Oxford und Norwich die Sentenzen las, setzte sich, selbst schon ein angesehener akademischer Lehrer, ausführlich mit Aussagen Walters von Chatton (1285–1344) auseinander, einem Franziskanertheologen, der gleichzeitig mit Ockham und in Wodehams Studientagen am Londoner Studium unterrichtete (s. u. S. 88). Es geht um eine Stelle, an der Chatton – seinerseits gegen Ockham gerichtet – einen Pariser Lehrartikel interpretiert hatte, der die in der Tat für christliche Ohren höchst anstößige Behauptung verbot, die Seele des Erlösers Jesus Christus sei nicht edler als die seines Verräters Judas. Für den vorliegenden Zusammenhang ist weniger der Inhalt dieser sehr speziellen, in gewisser Weise – durch die Behandlung eines grundsätzlichen Problems anhand eines scheinbar abgelegenen Falles – „typisch scholastischen“ Diskussion von Bedeutung als die Tatsache, wie Wodeham gewissermaßen die Diskussion seiner eigenen Studienzeit wieder aufleben ließ, indem er anmerkte: „Zum vierzehnten antwortet Ockham, dass jener [also Chatton] den Artikel [mit der genannten Verurteilung] schlecht verstanden hat.“¹⁰ Und hier nun hat Wodeham am Rande seines Manuskriptes notiert: „manu sua in margine reportationis mee“ („eigenhändig am Rand meiner Mitschrift“).¹¹ Diese Bemerkung ist wohl so zu verstehen, dass der seinerzeitige Student Adam von Wodeham seine Mitschrift der Vorlesung von Walter von Chatton Ockham vorgelegt hat – und dieser, schriftlich, die Ausführungen des Kollegen kommentiert hat.

Schlaglichtartig macht diese Szene eines deutlich: Der akademische Lehrer, sei es nun in London oder in Oxford, war keine unhinterfragbare Autorität, sondern er musste schon deswegen, weil den Studenten die Diskrepanz zwischen verschiedenen Vorlesungen und ihren Thesen überdeut-

⁸ S. Courtenay, *Schools* 29 Anm. 37.

⁹ Zu ihm s. Courtenay, *Wodeham*.

¹⁰ „Ad 14um respondet Ockham quod ille male intellexit articulum“ (zit. nach OT I 29f.* Anm. 2).

¹¹ Zit. nach OT I 29f.* Anm. 2.

lich war, permanent mit entsprechenden Infragestellungen rechnen. Die Autoritätswissenschaft, die scholastische Philosophie und Theologie einmal gewesen war, war zwar nicht ganz aufgegeben. Selbstverständlich zitierte man immer wieder die großen Kirchenväter, ja Grundlage der Sentenzenvorlesung war eben, wie der Name schon sagt, eine Sammlung von Sentenzen der Großen der Vergangenheit. Aber diese Autoritäten waren offenkundig deutbar und an dem Deutungsgeschäft nahmen die Studenten, mindestens fragend, teil.

Sie wandten dabei nur an, was sie in den akademischen Veranstaltungen lernen konnten: Schon für die mittelalterliche Universität gilt, dass die Vorlesung nur die eine Form der akademischen Lehre war. Daneben hatte eine mindestens ebenso große Bedeutung die Disputation¹², in der eine Frage unter verschiedenen Gesichtspunkten behandelt wurde. Man löste sich von dem vorgegebenen Stoff eines Buches, einer Autorität, um Probleme in freierem, stärker sachlichem Gespräch zu behandeln. Dabei wurde dann nicht nur, wie in der Vorlesung, die Abwägung der Argumente durch einen Professor allein durchgeführt, sondern man trat einander im realen Streitgespräch gegenüber: Ein *opponens* attackierte eine vorgegebene These, und ein *respondens* antwortete wiederum darauf, ehe ein Baccalaureus oder Magister, also ein schon Graduierter, die gestellte Frage abschließend beantwortete. Dieses Verfahren der Disputation hatte sich schon früh an den Universitäten etabliert und bedeutete eine beeindruckende Denkschulung. Eine Frage wurde stets so gestellt und behandelt, dass ihre Beantwortung auf zwei grundlegende Alternativen hinauslief. Zugleich bot die jeweilige Argumentation genügend Möglichkeiten, den internen Differenzierungen bei der Beantwortung Raum zu geben. Es ist kaum erstaunlich, dass dieses in der akademischen Lehre vorgeführte Verfahren die Studenten dazu anregte, beim wissenschaftlichen Diskurs mitzudenken, zumal sie selbst als *opponens* und später, in höheren Semestern als *respondens* auch ausdrücklich institutionell daran beteiligt waren und so schon früh ihre Fähigkeit zu selbstständigem Denken unter Beweis zu stellen hatten.

William J. Courtenay vergleicht den kritischen Umgang der Studenten mit Lernstoff und Lehrern mit dem ritterlichen Turnierwesen¹³ – das mag vielleicht allzu gewagt sein, gibt aber die Atmosphäre doch insofern richtig wieder, als die intellektuellen Debatten zweifellos nur selten den ganz grundsätzlichen Charakter hatten, den sie später noch im Leben Ockhams annehmen sollten: den Streit um christliche Wahrheit im Widerspruch zur Häresie. Meist ging es um diffizile Denkübungen, an denen man den eige-

¹² Siehe zum Ganzen Bazan, quaestio; Schulthess/Imbach, Philosophie 147–158.

¹³ Courtenay, Schools 30.

nen Verstand schärfen konnte, um einen in der Debatte letztlich spielerischen Umgang mit der Wahrheit und den Möglichkeiten ihrer Bestimmung.

Im Unterschied zu diesen eigenständiges Denken animierenden Veranstaltungsformen bedeutete Vorlesung allerdings im Großen und Ganzen tatsächlich das, was der Name sagt: ein Diktat. Gut dokumentierte mittelalterliche oder frühneuzeitliche Vorlesungen wie die Martin Luthers, von denen man die Mitschriften mehrerer Studenten hat, zeigen trotz aller Divergenzen im Einzelnen eine so bemerkenswerte Nähe¹⁴, dass deutlich wird, dass in der Tat Wort für Wort langsam vorgetragen und mitgeschrieben wurde. Mitgeschrieben wurde allerdings in möglichst hohem Tempo: Mittelalterliche Vorlesungsmitschriften strotzen von einer Fülle von Abkürzungen, die auf den eiligen Betrieb im Hörsaal zurückgehen.

Auch wenn *universitas* im Mittellateinischen nicht mit den humboldtschen Assoziationen einer umfassenden Repräsentation des Wissenskanons aufgefüllt war, sondern zunächst nicht mehr bedeutete als die rechtlich verfasste Korporation von Magistern und Studenten, so gehörte doch zu einer mittelalterlichen Volluniversität der Aufbau in vier Fakultäten, die den Kosmos des Wissens bildeten. Grundlage war die *artes*-Fakultät. Hier musste – von Ausnahmeregelungen für Theologiestudenten aus den Bettelorden abgesehen – jeder Student seine ersten akademischen Kenntnisse sammeln, ehe er auf eine der höheren Fakultäten – Jurisprudenz, Medizin oder Theologie – wechseln konnte.

Der Fächerkanon der *artes*-Fakultät hatte sich mittlerweile längst von dem alten Rahmen der *septem artes* gelöst, wie er in der Spätantike entwickelt worden war. Das Trivium, die sprachlichen Disziplinen – Grammatik, Logik und Dialektik –, wurde in seinen Grundlagen ohnehin schon lange an den Lateinschulen gelehrt, und auch die einfache Einteilung der mathematischen Disziplinen im Quadrivium – Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik – entsprach längst nicht mehr dem ausdifferenzierten Stand des Wissens. Diese Facheinteilung war im Grunde schon mit der Kenntnis des vollen Aristoteles, die um 1200 über Spanien und Sizilien nach Europa gelangt war, zu eng geworden.

Das Curriculum an den *artes* orientierte sich daher in Oxford wie in Paris nicht mehr an den einzelnen Fächern, sondern an den Schriften des Aristoteles, die kommentierend vorgelesen wurden. Vor allem aber war der klassische Kanon der *septem artes* längst durch die „drei Philosophien“ ergänzt und nahezu in den Schatten gestellt worden: Naturphilosophie, Moralphilosophie und Metaphysik¹⁵, und auch innerhalb der *septem*

¹⁴ Siehe hierzu Schmidt-Lauber, Römerbrief.

¹⁵ Zu den Studieninhalten in Oxford s. Weisheipl, Curriculum 168–176.

artes war jedenfalls in Oxford eine deutliche Gewichtung zugunsten der Logik erkennbar.¹⁶ Auch wenn Ockham seine *artes*-Ausbildung vermutlich nicht in Oxford genossen hat, sondern von dem traditionellen Privileg der Mendikanten (so der lateinische Begriff für Bettelorden) Gebrauch gemacht haben dürfte, die philosophische Grundlagenausbildung in einem der eigenen Ordenshäuser zu absolvieren¹⁷, ist es für das intellektuelle Milieu, in dem er sich nun bewegte, bedeutsam, wie dieser Studiengang – er dauerte etwa neun Jahre – aufgebaut war.¹⁸

Neben Aristoteles wurden Werke von Boethius und anderen gelesen. Im Zentrum standen dabei aber die Werke des Stagiriten und hier wiederum die logischen Schriften. Dabei unterschied man zwischen der *logica vetus*, der alten Logik, und der *logica nova*, der neuen Logik. Damit war präzise der Weg der zunehmenden Aristoteleskenntnis beschrieben. Die alte Logik umfasste jene Schriften, die bereits im 12. Jahrhundert bekannt gewesen waren. Bestimmend hierfür war die Isagoge des Porphyrios. Dabei handelt es sich um eine Einleitung in die Kategorienschrift des Aristoteles, die der spätantike Neuplatoniker Porphyrios (ca. 233–ca. 305) verfasst hatte und die in gewisser Weise das Universalienproblem präformierte, das später Generationen von Gelehrten beschäftigen sollte. Dazu kam die Kategorienschrift des Aristoteles selbst („*Praedicamenta*“) und sein Buch über die Interpretation („*Perihermeneias*“), von Boethius „*De divisione*“ und dessen *Topik* sowie der „*Liber sex principiorum*“, den man seit Albert dem Großen fälschlich Gilbert Porretanus (ca. 1080–1154) zuschrieb.¹⁹ Die neue Logik umfasste die *Topik* des Aristoteles, seine beiden *Analytiken* sowie die „*Sophistici elenchi*“. Die Bedeutung dieser neuen Logik lag neben der Verfeinerung der Argumentationsform vor allem in den beiden *Analytiken*, die die komplette Wissenschaftslehre des Aristoteles vor Augen stellten und damit zu einem Werk wurden, das die Grundlagen jeder universitären Disziplin überhaupt betreffen musste; da Ockham von den anderen höheren Fakultäten jedoch kaum etwas mitbekommen haben dürfte, können die medizinische und die beiden juristischen Fakultäten – man konnte in Oxford sowohl Römisches Recht als auch Kirchenrecht studieren – hier übergangen werden.

Wenn ein Student nach absolviertem *artes*-Studium die Theologische Fakultät besuchte, so dürfte er über die genannten logischen Schriften hinaus auch die naturphilosophischen Schriften des Aristoteles – insbesonde-

¹⁶ Ebd. 169; vgl. ders., *Developments*.

¹⁷ Auf dieses Gewohnheitsrecht verwiesen 1312 die Dominkaner (*Friars Preachers* 256).

¹⁸ Siehe zum Folgenden Courtenay, *Schools* 30–36.

¹⁹ Siehe hierzu Schulthess/Imbach, *Philosophie* 121.

re die Physik und „De anima“ – gekannt haben, zudem die als moralische Schriften zusammengefassten Bücher über die Politik und die Ethik sowie die Metaphysik: Man wurde also mit dem vollen Programm aristotelischer Philosophie konfrontiert, ehe man das erste Mal als Jurist mit Gesetzestexten oder als Theologe mit dogmatischen Inhalten konfrontiert wurde. Das musste für das gesamte weitere Denken des Studenten prägend sein, und eben hierin lag dann auch eines der größten Probleme für die Stellung der Theologie an der Universität. Nolens volens hatte die Theologie sich zunächst einmal an einem Wissenschaftsbegriff messen zu lassen, der wenn nicht unchristlich, so doch zumindest eindeutig vorchristlich war. Die lange Denkschulung durch die aristotelischen Schriften musste Folgen für die Denkstrukturen haben, mit denen dann der biblische Text bearbeitet wurde, auch wenn die Voraussetzung für ein Studium an einer höheren Fakultät nicht zwingend ein volles *artes*-Studium war. Die acht Jahre, die die Theologische Fakultät voraussetzte²⁰, dürften für eine gründliche Prägung der Gedanken bei weitem ausreichend gewesen sein. Übrigens besagt diese Voraussetzung natürlich auch etwas über das Alter der Studenten, die ein Theologieprofessor beziehungsweise ein Baccalaureus, der die Sentenzen las, vor sich hatte. Rechnet man mit einem Beginn der Studien der *artes* im Alter von etwa vierzehn Jahren, so dürfte der Anfänger an der Theologischen Fakultät etwa zweiundzwanzig Jahre alt gewesen sein – wenig jünger als seine Lehrer: Ockham hat seine Sentenzenvorlesung mit etwas dreißig Jahren begonnen.

Das Alltagsleben, dem sich ein solcher Student aussetzte und das mithin auch die Studienjahre Ockhams prägte, war durch die akademischen Zeiten rhythmisiert, und zwar im Blick auf das ganze Jahr wie auf den Tagesablauf. Das Studienjahr unterteilte sich in Trimester. Statuten aus dem Jahr 1333, also etwas nach Ockhams Oxforder Zeit, schrieben vor, dass das erste Trimester vom 10. Oktober bis 17. Dezember dauern solle, das zweite vom 14. Januar bis zum Palmsonntag und das dritte vom zweiten Mittwoch nach Ostern bis Ende Juni oder Anfang Juli.²¹ Neben den Ferien rund um die großen kirchlichen Feiertage Weihnachten und Ostern fällt die lange Zeit auf, die die Universität im Sommer pausierte. Ihre Einführung – in älteren Regelungen, die noch vier Jahreseinteilungen vorsahen²², war sie nicht vorgesehen – ging auf die soziale Situation der Oxforder Studenten zurück. Da der Großteil von ihnen wie ja auch Ockham aus ländlichen Familien kam, hatte man hier diese lange Sommerpause eingeführt, die in der Regel von Anfang Juli bis Anfang Oktober dauerte.²³ Das gab den

²⁰ Courtenay, Schools 35.

²¹ Statuta LXXXf.

²² Statuta LXXX.

²³ Courtenay, Schools 10–13.